

Vor den Kulissen.

Das Kleine Theater brachte uns gestern einen neuen, für unsere deutsche Bühne neuen, Dramatiker, und ein neues Stück, das für unsere deutsche Bühne nicht neu ist. Glücklicherweise nicht neu sagen wir im stolzen Gefühl unseres gefesteten literarischen Besitzes, Leider nicht neu muß man im Interesse des französischen Verfassers sagen. Denn wir alle waren gestern in Gefahr und im Begriffe, ihm Unrecht zu tun. Ich bin auch in diesem Augenblicke in Gefahr und vielleicht im Begriffe, ihm Unrecht zu tun. Wir alle können und wir wollen nun einmal unseren Hebbel nicht vergessen, weil uns ein moderner Pariser Bühnendichter seinen „König Candaules“ vorsetzt.

Es ist ja engherzig und unliterarisch ein Privilegium auf einen Stoff zu lassen wollen, und über Patentverletzung zu klagen, wenn einer, selbst nach einem Großen ein Kleineren, einen Gegenstand behandelt, der bereits dichterisch verwertet ist. Dennoch würde uns allen leicht die Unbefangenheit ausgehen, wenn sich heute einer unterfinge nach Wagner die Nibelungen auf die Opernbühne zu bringen. Man kennt freilich die alte Anekdote von Wilhelm Jordan. Der alte Kede, ein Kede als Dichter wie in seiner persönlichen Erscheinung, stellte einmal einen Frankfurter Stadtbaumeister wegen der ewigen Straßensubdelei ärgerlich zur Rede. „Warum reißt man schon wieder das Pflaster auf?“ — „Es wird eine neue Wasserleitung gelegt, Herr Doktor!“ — „Die alte war ja noch ganz gut!“ — brummt Jordan. — „Das alte Nibelungenlied war auch noch ganz gut, Herr Doktor, und dennoch schrieben Sie ein neues!“

Nun denn, der alte Gygis von Hebbel ist zwar auch noch ganz gut, sogar vortrefflich, dennoch wäre es richtig, den Stoff ein für allemal als erledigt, als unüberwindlich anzulehnen. Die Franzosen insbesondere haben sich von diesem Stoff stets angezogen gefühlt — es gibt sogar eine alte Operette „le roi Candaule“. Eine deutsche Zuhörerschaft wird sich aber von der Erinnerung an Hebbels „Gygis und sein Ring“ nicht frei machen können zu Gunsten der so völlig verschiedenartigen französischen Behandlung des alten Stoffes.

Doch nein! So ganz französisch im Sinne neuerer pariserischer Dramatik ist die Behandlung doch auch nicht. Auf den ersten, den äußeren Szenengang streifenden Blick allerdings. Eine pikante Ehegemach-Viktoriette. Für das Kleine Theater ein Seitenstück zu der eben aufgeführten „Mandragola“. Wieder ein heidnisch-erzählter, der seiner tugendhaften Frau selbst einen Liebhaber zuführt und aufzwingt. Sehen wir aber näher zu, dann haben wir einen etwas germanischeren, einen philosophischen Geist vor uns, der sich mit dem Problem vom Glück dramatisch abfindet. Dem König Candaules wird sein Glücksideal zum Unglück. Er kennt kein verborgenes Glück. Ihm ist Glück nur, was er zeigen, was er aller

Welt zum Mitgenießen anbieten kann und dieses Mitteilungs-Bedürfnis macht sogar, das ist die sinnige Uebertreibung die der Philosoph und Moralist dem Dramatiker aufzwingt, weil er mehr ein dreifaches Exempel für seine Theorie als ein dreifaches Exempel braucht.

Dabei ist André Gide, der Verfasser des „König Candaules“, gar nicht theaterunkundig. Jeder der drei Akte hat einen geschickt herbeigeführten wirksamen und scharf zuspitzten Moment, ein schmetterndes dramatisches Finale.

Das Stück nimmt eine Art von Märchencharakter an, indem es den ärmsten Fischer von Lydien zum König werden läßt. Gygis, so stolz wie arm, ist dieser Fischer. In einem von ihm für die Königstafel gelieferten Fisch wird der Wunderring gefunden, der den Träger unsichtbar macht. Der König läßt Gygis rufen, der, aufrecht inmitten der Schmeichler, nichts wünscht, obwohl er nur zwei Dinge ganz sein eigen nennt: sein Weib und sein Glied. Das Weib, heißt ein Hösling, das hat auch ihm ihre Gunst geschenkt. Und Gygis ersticht sein Weib. Tot sinkt es zu des Königs Füßen hin.

Der zweite Akt zeigt uns König Candaules, verbend um des stolzen Fischers Freundschaft. Da all sein Besitztum ihn gleichgültig läßt, will er ihn die Schönheit seiner weltcheuen Frau bewundern und genießen lassen. Gygis muß den Ring an den Finger stecken indeß Candaules sein Weib sich enthüllen und das Ruhebett aufsuchen läßt. Candaules sucht die Freunde in seinen Gärten auf — „bleib!“ ruft er Gygis zu, der ihm folgen will. Der Vorhang fällt. Im Schlußakt verrät Gygis der Königin was vorgefallen. „Töte ihn!“ herrscht sie ihn an, und Gygis erdolcht Candaules, die Königin setzt ihm die Krone auf. Und ganz die selbstlichere Herrernatur, als König wie vor dem als armer Fischer, beschließt er sofort der Königin, sich zu verschleiern, — er, der Vertreter des siegenden Prinzips vom heimlichen, streng bewahren, selbstigen Glück.

So waren wir denn, nicht ohne starke Selbstüberwindung bestrebt, aufzusuchen, was an diesem Gide'schen Drama eigen, wohl auch tief und dramatisch ist. Dabei mühten doch stets die sehnenenden Gedanken zurückzuwandern zur stolzen Herrlichkeit des Hebbel'schen Werkes. Wie gern irrten sie vom läppisch-schwachmütigen Pariser Candaule zum heroischen Hebbel'schen König, vom mürrischen Fischer zum vornehmen Adelsmenschen im Hebbel'schen Gygis, von der sinnlichen Rhissia zur strengen keuschen Reinheit einer Rhodope. Nein — man wird bei uns den pariserischen Lydiern kein Heimatsrecht erstreiten können!

Dabei hat Franz Mei dem Werke eine recht sorgfame Uebertragung angebeihen lassen. Direktor Barnovsky's Inszenierung ließ im schlichten, kleinen Rahmen den inneren Gehalt des Werkes recht klar hervortreten. Erich Biegel, seiner ganzen Eigenart nach mehr für die energiereicheren Naturen geeignet, fand sich geschickt mit der fatalen Aufgabe ab, den süßlich-weichmütigen Schwächling und Dummling von König darzustellen. Die Abgeschmacktheit, daß dieser König selbst zum Kuppler wird, kann freilich kein Spiel verständlich machen. Hier hat eben der Gräbler den Dramatiker in eine Falle gelockt. Herr Abel war bestrebt, den selbstbewußt-schroffen Ton für den Gygis zu finden. Fr. Angelina Gurlitt mußte in Erscheinung und Ton für die schön-Rhissia zu interessieren, wenn aber allgemach aus der antiken Königin eine orientalische Obaliske wurde, so ist das wohl ein Fehler des Stücks und nicht der Darstellerin. Aus den Hösling's-Figuren ist wenig schauspielerisches Kapital zu gewinnen. Wenn sie operettenhaft wirkten, wenn man bald den Offenbach'schen Kalchas, dann seine beiden Njaze zu sehen meinte, so liegt auch das zum guten Teil an dem Stück. Die Zuhörerschaft nahm das Ganze mit einem gewissen neugierigen literarischen Interesse und höflichem Beifall auf, ohne doch je recht warm zu werden oder tieferen Anteil zu zeigen. J. L.